



Vom Wert des Unbedeutenden

Ein Füller, ein Teller, ein Mantel, ein Krückstock – alltägliche Dinge, die auf den ersten Blick nichts gemein haben. Und doch verbindet sie, dass sie als Erbstück bezeichnet, von anderen Dingen unterschieden und auf besondere Weise behandelt werden: Man erzählt von ihnen, präsentiert sie stolz oder mit Verachtung. Sie werden geschützt und bewahrt, manchmal auch zerstört. Sie speichern Erinnerungen und Emotionen, lösen sie aus. Sie verbinden und entzweien Menschen. Dieser Beitrag sensibilisiert für Erbstücke und das Erbe, das sich nicht in Heller und Pfennig denken lässt. Dabei scheint der Kulturanthropologin, die sich in einer juristischen Fachzeitschrift äußert, geboten, ihre Denkvoraussetzungen offenzulegen. Gleich vorab die simpelste und abstrakteste Formel, auf die ich Erben und Vererben bringe: Es sind Kulturtechniken der Tradierung von Werten, die sich materiell oder ideell ausbuchstabieren.

Von außen scheinen Erbstücke oft unbedeutend, insbesondere im Vergleich mit geerbten Vermögen. Dann liegt die Frage in der Luft, ob das nicht Petitesse sein und es nicht Wichtigeres gebe, weil Geld die Welt regiere und sich mit dem Kruscht kaum Kasse machen lasse, beruflich nicht, privat aber auch nicht. Vielleicht tauchen Erbstücke deshalb selten in Testamenten auf, allenfalls die, die pekuniäres Potenzial besitzen, wie das etwa bei Schmuck oder Antiquitäten der Fall sein kann, aber nicht muss. So ist mancher enttäuscht, dass Großmamas Perlenketten, Taschenuhren oder 24-teiliges Tafelgeschirr massenhaft auf den Markt gespült werden. Strandgut einer anderen Zeit, das keiner mehr will, weil sich die Mode, Lebensstile und Gebrauchsgewohnheiten ändern. Insofern ist es fast konsequent, wenn ein Berliner Antiquitätengeschäft Tafelgeschirr recht nüchtern handhabt – Preis nach Gewicht. Nun könnte man mit dem konservativen Chor klagen, dass früher alles besser und stabiler war: dass Familien zusammenhielten, dass Männer verdienten und Frauen dienten, dass das Erbe heilig und von Dauer war. Dieser Blick idealisiert jedoch Zumutungen und Ungleichheiten der Vergangenheit, und er blendet aus, dass Kulturen dynamisch sind. Der Philosoph Boris Groys bezeichnete die permanente Umwertung der Werte als Wesenszug des Kulturellen.¹ In diesem Sinne gilt für die Kultur des Erbens: Nur die Elemente der Vergangenheit bleiben, die sich in der Gegenwart bewähren. Nur Veränderung ermöglicht Dauer.

Von innen betrachtet, dh aus der Perspektive der (Ver-)Erbenden, sind Erbstücke alles andere als banal. Wer Erbprozesse analysieren will, tut deshalb gut daran, sie zu berücksichtigen und

so den ökonomistisch verengten Blick auf das Erbe zu vermeiden. Die sinnverstehende Analyse von Erbentücken führt zu sozialen Strukturen, kulturellen Normen und den ethischen Orientierungen von Familien, die jeden Erbprozess ausrichten. So löst sich der Konflikt um ein Vermögen unter Umständen erst, wenn ausgehandelt ist, wer Vaters Taschenmesser bekommt. Solche Aushandlungsprozesse laufen emotional ab, gerade bei erinnerungsschweren Erbentücken. Deshalb werden sie in Arbeitsfeldern, die auf Profitabilität achten müssen, oft als lästige und zeitraubende Störung empfunden. Für die Kulturanalyse hingegen ist jedes Gefühl, das ein Erbprozess auslöst – Neid, Konkurrenz, Stolz oder Scham –, ein Forschungsdatum, weil jeder Erbprozess auch eine Emotionspraxis ist. Vermittels der entscheidenden Frage „Wer kriegt was?“ werden Zugehörigkeiten und Ausgrenzungen, Werte und Abgründe artikuliert und dokumentiert. Dabei verweist das (Ver-)Erben als symbolische Praxis auf innerfamiliäre Logiken, die mit gesellschaftlichen Verhältnissen korrespondieren – wenn Stammhalter präferiert versorgt werden, die dem Weg der Eltern folgen; wenn die Armbanduhr mit gemischten Gefühlen bewahrt wird, weil der „Papa“ zwar nie da, aber so erfolgreich war; wenn Frauen ihr Erbe mit Pflegediensten legitimieren; wenn Stiefkinder leer ausgehen und sich erneut die archaisch anmutende Regel durchsetzt: Das Gut fließt wie das Blut. Insofern vermeidet die Analyse von Erbentücken eine ökonomistisch verengte Perspektive ebenso wie eine rationalistische. Denn letztere ignoriert, dass Menschen nicht nur den Maßstäben der Vernunft folgen, dass sie bisweilen ohnmächtig oder wütend sind, dass sie zerstörerisch handeln (wollen), selbst wenn ihr Verhalten gesellschaftlichen Normen zuwiderläuft. Diese Normen sind keine Selbstläufer, sondern müssen immer wieder ausgehandelt werden – im Kleinen der Familie wie im gesellschaftlichen Ganzen.

Ulrike Langbein

Dr. Ulrike Langbein

Die Autorin ist Kulturanthropologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Historischen Seminar der Universität Leipzig.

¹ Vgl. Groys, Über das Neue. Versuch einer Kulturökonomie, 2007.